

Pfr. Dr. Benedict Schubert
Predigttext: Exodus 17, 8-16

Über Risiken und Nebenwirkungen des Gebets



Nicolas Poussin: Victoire de Josué sur les Amalécites, 1625

8 Da kam Amalek und kämpfte gegen Israel in Refidim. 9 Und Mose sprach zu Josua: Wähle Männer aus für uns und zieh hinaus in den Kampf gegen Amalek. Morgen will ich mich mit dem Gottesstab in der Hand auf die Höhe des Hügels stellen. 10 Und Josua machte es, wie Mose es ihm gesagt hatte, und kämpfte gegen Amalek. Mose, Aaron und Hur aber stiegen auf die Höhe des Hügels. 11 Solange nun Mose seine Hand hochhielt, hatte Israel die Oberhand, sooft er aber seine Hand sinken liess, hatte Amalek die Oberhand.

12 Und als Moses Hände schwer wurden, nahmen sie einen Stein und legten diesen unter ihn, und er setzte sich darauf. Aaron und Hur aber stützten seine Hände, der eine auf dieser, der andere auf jener Seite. So

blieben seine Hände fest, bis die Sonne unterging. 13 Und Josua besiegte Amalek und sein Kriegsvolk mit der Schärfe des Schwertes.

14 Da sprach der HERR zu Mose: Schreibe dies zum Gedächtnis in ein Buch und lass es Josua hören. Denn ich will das Andenken Amaleks unter dem Himmel tilgen. 15 Und Mose baute einen Altar und nannte ihn Der-HERR-ist-mein-Feldzeichen. 16 Und er sprach: Die Hand an das Feldzeichen des HERRN! Krieg hat der HERR mit Amalek von Generation zu Generation.

EXODUS 17

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

eine typische Sonntagsschulgeschichte lege ich Euch heute vor, eine, die Kinderherzen höher schlagen und Augen von Buben leuchten lässt, die um die zehn Jahre alt sind. Es gibt viel „action“: da tobt eine wilde Schlacht; eine Sonntagsschullehrerin mit erzählerischem Geschick konnte das so farbig und blutig ausmalen, dass die Kinder ihr förmlich an den Lippen hingen. Waffen klirren, es wird bestialisch geschrien, Verwundete stöhnen, Pferde schnauben, zur Linken und zur Rechten werden tapfere Helden hingemäht. Wenn wütende Heere aufeinander losgehen, verliert man schnell den Überblick, doch glücklicher- und wunderbarerweise steht auf dem Hügel Mose mit seinem magischen Stecken: wenn er die Arme hebt, triumphieren die Guten, lässt er sie sinken, gewinnen die Bösen die Oberhand.

Die Geschichte ist so märchenhaft, dass wir ihr ebenso entwachsen wie einem Märchen. Zu Märchen haben Kinder, hatten wir als Kinder unmittelbaren Zugang. Doch dann kommt das Alter, wo nicht nur Feen und Zauberer, sprechende Tiere und sieben oder mehr Zwerge aus unserer Alltagswelt verschwinden, in der wir uns eingerichtet haben, und über die wir uns rational verständigen können. In dieser Welt hat auch ein Zauberstab keinen Ort mehr, der über Schlachtenglück entscheidet, Wasser aus einem Felsen haut oder sich im richtigen Moment in eine Schlange verwandelt.

Für Erwachsene gibt es dann zwei Möglichkeiten. Die eine wäre, unsere Geschichte als Kindergeschichte dort zu verstauen, wo wir auch sonst unsere Kindheitserinnerungen aufbewahren. Hin und wieder kommen solche Erinnerungen hoch, dann schauen wir sie mit Wehmut oder Amusement an, aber nicht mehr. Die andere Möglichkeit ist, die Distanz zur Geschichte zunächst anzuerkennen und nun noch einmal etwas genauer hinzuschauen. Dabei lassen wir uns sinnvollerweise von Fachleuten helfen.

Wenn wir das tun, können wir unter anderen diese Beobachtungen machen: Wir stehen am Anfang der Wüstenwanderung. Die grosse Befreiungstat am Schilfmeer ist eben erst geschehen; dort hat Gott für Israel gekämpft. Jetzt muss das Volk sich zum ersten Mal selbst den Feinden stellen. Wer die Amalekiter waren, wissen wir nicht genau; sie gelten als Nachkommen von Esau. Damit wird deutlich: auch die Erzfeinde sind eigentlich Vettern. Der Abschluss unseres Abschnitts macht sie tatsächlich zum Inbegriff der Feinde des Gottesvolks: *Krieg hat der HERR mit Amalek von Generation zu Generation*. Im Deuteronomium wird Gott dem Volk die Weisung erteilen, die Amalekiter vollständig zu vertilgen (Dtn 25,17-19). König Saul wird diesen Befehl missachten und deshalb den Segen verlieren (1 Sam 15).

Als erste Gegenmassnahme ordnet Mose an, Josua solle eine hastig zusammengestellte Truppe der Israeliten im Kampf anführen. Der Verfasser scheint sich nicht darum zu kümmern, dass die Leser noch gar nicht wissen, wer Josua überhaupt ist. Mose übernimmt die Rolle eines Magiers. Er werde sich mit dem Gottesstab auf die Höhe des Hügels stellen. Am Tag der Schlacht spielt der Stab dann aber gar keine Rolle mehr. Da geht es nur noch um die erhobenen Arme. Die funktionieren auf genau dieselbe magische Weise: Arme hoch gleich Sieg, Arme tief gleich Niederlage.

Auch ein gut durchtrainierter Sportler hätte Mühe, seine Arme stundenlang hochzuheben, deshalb wird Mose unterstützt: er darf sich auf einen Stein setzen, den Aaron und Hur ihm unterschieben; die beiden stellen sich neben ihn und halten seine Arme hoch. Aaron ist uns als der höchste Priester bekannt. Der Name Hur könnte sich vom ägyptischen Götternamen Horus herleiten; ihn kennen wir nicht: so unvermittelt wie er hier auftaucht, verschwindet er auch wieder aus der Erzählung.

Die israelischen Truppen sind zwar in hoffnungsloser Unterzahl, doch dank der erhobenen Hände können sie Amalek besiegen. Jetzt erst spricht der Ewige, befiehlt Mose, er solle aufschreiben, was eben geschah – auch das eine Premiere: zum ersten Mal wird berichtet, dass das Zeugnis von Gottes Handeln verschriftlicht wird. Und es wird ein Altar errichtet – vielleicht aus dem Stein, auf dem Mose gesessen hatte. *Der-HERR-ist-mein-Feldzeichen* heisst der Altar – möglicherweise hören wir hier noch das Echo eines alten Schlachtrufs.

Das soll genügen: Wir haben mit Hilfe einiger historischer und literarischer Anmerkungen sozusagen das Teleobjektiv scharf gestellt und erkennen nun genauer die Konturen der Geschichte. Doch ist sie uns damit auch so nahe gerückt, dass sie uns etwas sagt?

Vermutlich eher nicht. Geschichte und auch eine Geschichte sagt uns dann etwas, wenn wir einen Zusammenhang zwischen der Geschichte oder Elementen daraus und dem erkennen können, was uns beschäftigt. Dabei kann durchaus geschehen, dass der Text für uns eine Bedeutung gewinnt, die diejenigen noch nicht darin vermuten konnten, die ihn ursprünglich verfassten. Das wiederum ist dann umso leichter möglich, wenn eine Geschichte ein starkes Bild in uns hervorruft. Das tut unser Text zweifellos. Das barocke Gemälde von Nicolas Poussin aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das ich auf dem Aushang abgedruckt habe, ist ein Beispiel aus einer grossen Zahl von Darstellungen: das Schlachtgetümmel unten und die drei Männer auf dem Berg – das ist ein gewaltiges Motiv und es prägt sich tief ein.

Was sich tief einprägt, das kommt uns auch in den Sinn. Die Amalekiter-schlacht steht in der jüdischen Tradition für den Kampf mit den Mächten, die den Plänen des Ewigen Widerstand leisten. Amalek steht für alle, die Israel verfolgt und bedroht haben. Der wegen seiner antisemitischen Exzesse berüchtigte ukrainische Kosakenführer Bohdan Chmelnyzkyj aus dem 17. Jahrhundert beispielsweise wurde dem Stamm Amalek zugerechnet; auch in den Nationalsozialisten erkannten etliche prominente Juden die Amalekiter; schon 1898 hatte ein Rabbi Sonnenfeld sich geweigert, den deutschen Kaiser Wilhelm II. bei seinem Palästina-besuch zu begrüßen, weil für ihn klar war: Deutschland ist Amalek. Heute gibt es nicht wenige, die Rabbi Ishbezari folgen, der 1974 die Palästinenser als „Amalekiter“ bezeichnet hatte. So verständlich die eine oder andere Identifikation sein mag – Ihr seht, dass der Text das Potenzial hat, zur Rechtfertigung von „Heiligen Kriegen“ herbeigezogen zu werden. Auf christlicher Seite hat übrigens Augustin unseren Text in seiner Abhandlung über den „gerechten Krieg“ zitiert.

Ganz andere Parallelen hat hingegen Calvin entdeckt: ihn bestärkte der Text in seiner Lehre von der Kirche, in der es verschiedene Ämter gibt. Sie alle sind Werkzeuge in der Hand Gottes. Der Ewige übt seine Autorität nicht direkt aus, sondern braucht seine Diener dazu. Der Kampf gegen das Böse wird organisiert und ordentlich geführt und gewonnen.

Über den Kampf gegen das Böse kann man also von unserem Text aus nachdenken und predigen, oder über die Ordnung und Ämter der Kirche. Oder aber – und das ist ja heute Ziel und Thema – über das Gebet. Moderne Ausleger betonen, dass nichts im Text darauf hindeute, dass Moses Handlung als Gebet zu verstehen sei. Gleichwohl hat der Text jüdische und christliche Auslegungen seit frühester Zeit genau dazu angeregt: nachzudenken über den Zusammenhang von Aktion und Kontemplation,

von Kampf und Stille. Dem will ich auch nun im letzten Teil meiner Predigt nachgehen. Schliesslich ging es mir ja genauso: für den heutigen Sonntag „Rogate“ wird uns der Text aus dem 1. Timotheusbrief vorgelegt, den wir als Lesung hörten (2,1-6a). Der hätte mich gereizt – doch dann tauchte aus meiner Sonntagsschulerinnerung das Bild von Mose auf, dessen erhobene Arme von Aaron und Hur gestützt werden, und ich habe mich daran gemacht, den Text als Erwachsener zu lesen. Ich wollte herausfinden, ob das starke Bild auch Euch schliesslich etwas sagt, was für Euch den Zusammenhang von Gebet und Engagement erhellt.

Zunächst gehe ich aus von einem sehr schönen Zitat aus den „Betrachtungen zu den Heiligen Geschichten“ des puritanischen Bischofs Joseph Hall auch aus dem 17. Jahrhundert. Er schreibt: „In vain shall Moses be upon the hill, if Joshua be not in the valley. Prayer without means is a mockery of God.“ Übersetzt: Vergeblich steht Mose auf dem Hügel, wenn Josua nicht im Tal ist. Gebet ohne Massnahmen macht Gott lächerlich.

Das ist schon mal ein sehr wichtiges Prinzip. Der Vorwurf von aussen, wer bete, mache es sich etwas sehr einfach, trifft nur die, die es sich tatsächlich zu einfach machen. Sie meinen, ihr Gebet sei eine bequeme Möglichkeit, sich aus den Händeln und Kämpfen herauszuhalten, die unvermeidlich sind, wenn wir in dieser Welt Gott und Seinen Weisungen gehorsam bleiben wollen. Wenn der 1. Timotheusbrief uns anhält für alle Menschen vor Gott einzutreten, namentlich für die *Könige und anderen Machthaber*, dann deute ich das für unseren Kontext so: Wir sollen beides tun und sorgfältig aufeinander beziehen. Wir sollen beten, also all das, was uns umtreibt, und das, was uns umtreiben sollte, immer wieder vor Gott bringen. Dafür gibt es verschiedene Formen: vom schweigenden Aushalten bis zur bewusst formulierten Bitte, vom einsamen Seufzer bis zum gemeinsam gesungenen Lied, vom Unser Vater, bei dem wir unweigerlich hin und wieder auf Autopilot schalten, bis zum spontan aus unserem von Sorgen überfliessenden Herz gestammelten Gebet. Wenn wir merken, dass wir es allein nicht schaffen, dann dürfen wir uns so helfen lassen wie Mose sich von Aaron und Hur helfen liess. Wir können uns bei anderen Worte leihen, in den Gesang von anderen einstimmen, uns von anderen in unserer Unbeholfenheit anleiten lassen. Wir sollen beten.

Das Gebet wird uns auch dabei helfen, Klarheit darüber zu gewinnen, wo und wie wir uns engagieren können. Nicht alle können, nicht alle müssen alles. Doch ganz verkehrt wäre es, wenn wir uns vor allem drücken mit dem achselzuckenden Verweis darauf, dass die Verhältnisse furchtbar kompliziert seien, dass alles uns sowieso überfordere, dass andere dies oder jener doch besser könnten als wir selbst, oder dass überhaupt an-

dere eher in der Pflicht stünden als wir. Immer wieder komme ich auf Zinzendorfs wunderbare Formulierung aus dem Lied zurück, das zugegeben von einem eher strengen protestantischen Arbeitsethos geprägt ist: *Die Liebe wird uns leiten, den Weg bereiten und mit den Augen deuten auf mancherlei. Ob's etwa Zeit zu streiten, ob's Rasttag sei.* Das, was die Liebe sagt, das klärt sich im Gebet. Und wenn wir dann tun, was sie sagt, dann treibt uns das erneut zurück ins Gebet.

Das Bild von Mose auf dem Hügel regt indessen an, diese Überlegungen zum Zusammenhang von Kampf und Kontemplation durch ein wichtiges zusätzliches Element zu ergänzen: Mose, der unbestrittene Anführer, steigt auf den Hügel und überlässt die militärische Befehlsgewalt dem noch unbekanntem Josua. Das Gebet ist also nicht etwas, was die tun können, die sonst zu nicht viel zu gebrauchen sind. Es ist vornehme Aufgabe der Verantwortlichen und zugleich werden dadurch Menschen in Aufgaben gestellt und für sie befähigt, die sie sich vielleicht gar nicht zugetraut hätten. Philo von Alexandrien habe in den erhobenen Armen Moses den Hinweis darauf gesehen, dass der Himmel wichtiger sei als die Erde. Da mag eine antike Verachtung des Irdischen mitschwingen, die wir, ich jedenfalls nicht teile. Doch das will auch ich in den erhobenen Armen erkennen: Mose bringt zum Ausdruck, dass er selbst die Zukunft, das Leben, Sicherheit und Gewissheit auf dem Weg in das gelobte Land nicht schaffen noch garantieren kann. Sie hängen von Gott ab. Wohl dem Gemeinwesen, das Verantwortliche, Magistratinnen hat, die sich dessen ebenfalls bewusst sind. Sie überschätzen sich nicht, massen sich nicht eine Macht und einen Überblick an, den sie in Wirklichkeit nicht haben. Nicht übermütig sind sie, sondern demütig. Sie suchen immer wieder die Kommunikation mit Gott. Sie nehmen sich Zeit, um sich aus dem unübersichtlichen Chaos herauszunehmen, einen Ort zu finden, wo sie die Stimme und das Wort des Ewigen vernehmen können. So werden sie auch in der Lage sein, anderen Raum zu geben, sie in die Lage zu versetzen, ihrerseits verantwortlich zu handeln.

Abschliessen will ich nun mit einer letzten Überlegung, und zwar mit einem Plädoyer für eine gesunde Portion magischen Denkens. Von magischen Vorstellungen ist unsere Geschichte gewiss in einem für modernes Empfinden allzu hohen Mass geprägt. Der Gottesstab, ja die reine Geste von Mose „funktioniert“ unmittelbar und fraglos. Natürlich darf und soll man das Verhalten Moses als Ausdruck tiefen Vertrauens werten. Doch erzählt wird, dass das Schlachtenglück direkt davon abhängt, wie hoch die Arme erhoben sind. Wenn am Ende Gott für den Sieg gedankt wird, legt sich der Schluss nahe: Gott bindet sich an die Geste.

Es gibt namentlich in pfingstlich-charismatischen Kreisen ein Verständnis des Gebets, das ganz nahe an eine solche vormoderne Sichtweise herankommt. Es sind vor allem amerikanische und südkoreanische Autoren, die in erwecklichen Schriften Tipps dazu geben, wie wir „erhörlich beten“ können. Sie geben auch vor, ziemlich genau zu wissen, was wir falsch machen, wenn ein Gebet nicht genau die Folgen hat, die die Betenden erwarten. Dann hat Dir der Glaube gefehlt, Du hast eine Sünde noch nicht bekannt, oder Du hast schlicht eine falsche Formulierung verwendet – womit das Gebet zur Zauberformel degradiert wird. Wir sind uns hoffentlich einig, dass das ein Irrweg ist.

Genau so irrig ist es aber, meine ich, das Gebet als eine Art geistliches Placebo zu betrachten, das gar keine Wirkung hat ausser der, die Betenden gegebenenfalls etwas zu beruhigen. Wenn Aussenstehende uns vorwerfen, wir hätten ein magisches Weltverständnis, wenn wir beten, dann können wir diesen Vorwurf fröhlich auf uns sitzen lassen. Wir wissen, dass die Wirkung von Gebeten sich nicht nachweisen lässt. Wenn wir beten, begeben wir uns ja just in den Raum des Vertrauens. Hier gelten andere Regeln als im Raum der harten Fakten, die wir messen und überprüfen können. Aber wir verlassen uns auf das, was Dietrich Bonhoeffer als letzten Satz in einem grossartig knappen Glaubensbekenntnis schrieb: *Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet.*¹ Dem ist unbedingt zuzustimmen. Wenn wir darauf vertrauen, dass das Gebet lebendige Kommunikation ist, dann gelten auch ähnliche Regeln. Gott wird es wie ein menschliches Gegenüber schätzen, wenn wir uns klar äussern, ehrlich, unsere Wünsche durchaus auch so spezifisch ausdrücken, wie wir sie in uns tragen. Und in allem dürfen wir erwarten, dass Gott uns hört, auf uns eingeht, uns das zukommen lässt, was wir wirklich brauchen. Wir gehen zugleich aber auch das Risiko ein, dass Gott uns in eine Auseinandersetzung schickt, die wir uns lieber erspart hätten. Gott antwortet so, wie es in den grossen Plan passt, dessen Dimensionen alles sprengen, was wir begreifen können.

Das Gebet „funktioniert“ nicht wie die Geste Moses. Aber wer den Mut hat, Gott um sein Eingreifen zu bitten, um Sein Handeln und Reden, wird hin und wieder auf so konkrete Weise erleben, wie Gott antwortet, dass sie oder er dankbar, ein bisschen beschämt, manchmal auch heiter überrascht staunt.

¹ Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*, 1951, 19.